

Emine Demirbüken

(Ausländerbeauftragte Bezirksamt Berlin-Schöneberg)

Schluß mit der Ungleichheit: Wir wollen deutsche Staatsbürger werden!" lautet die Parole des Türkischen Bundes Berlin Brandenburg (TBB) für eine Einbürgerungskampagne. Auch andere Aktivitäten bundesweiter Organisationen wie der Türkischen Gemeinde in Deutschland deuten auf das veränderte Selbstbewußtsein der mit über zwei Millionen Bürgern größten ethnischen Minorität hin. Vorbei die Zeiten, als ein Schriftsteller Günter Wallraff in fulminanten Arbeiterreportagen als türkischer Kumpel „Ali“ auf die Diskriminierung der Gastarbeiter aufmerksam machte und damit unmißverständlich den Anspruch der Sozialdemokraten auf diese Klientel apostrophierte. Die Gastarbeiter gibt es nicht mehr, und der parteipolitische Alleinvertretungsanspruch ist auch dahin. Die Deutschtürken fühlen sich an keine bestimmte Partei gebunden. Das neue Selbstbewußtsein, Bestandteil der deutschen Kulturturnation zu sein, setzen vor allem junge Erwachsene der zweiten Generation in ein Engagement querbeet im deutschen Parteien- und Verbandsspektrum um. Eine von ihnen ist die Ausländerbeauftragte des Bezirksamtes Berlin-Schöneberg, Emine Demirbüken. Sie ist seit drei Jahren in der Berliner CDU.

Ob eine israelisch-arabische Delegation der Knesset nach Berlin kommt, das Goethe-Institut zur Ausländerbegegnung einlädt oder eine türkische

Ausstellung eröffnet wird, Emine Demirbüken ist mit Sicherheit mit-tendrin. Der bündnisgrüne Ismail Hakki Kosan will sogar gesehen haben, „wie deutschen Journalisten das Wasser im Mund zusammenge-laufen ist, wenn sie Demirbüken sehen“.

Die zierliche 36jährige hat in der Tat alles, was man landläufig einer Frau an karriereverdächtigen Attributen zuschreibt. Sie ist attraktiv, adrett, kompetent, freundlich, umgänglich und versteht diese Vorzüge in einem feinen Zusammenspiel einzusetzen. Die gelockten Haare hochgesteckt, in schwarzem Rock, Blouson und weißer Bluse erscheint sie an diesem Nachmittag beim Türkischen Bund Berlin-Brandenburg (TBB), begrüßt als Sprecherin des Verbandes die Delegation der Knesset, die sich hier beim TBB über die Minderheitenpolitik informiert. Obwohl sie für ihren übervollen Terminkalender bekannt ist, ständig zu tun hat, fehlt jeder Anflug von Hektik. Veranstaltungen mit Demirbüken haben bemerkenswerter Weise selten etwas Formalistisches an sich. Sie erinnern eher an gesellige Zusammenkünfte, in denen Demirbüken die Rolle einer umsorgenden Gastgeberin, die auf jeden zugeht und ein paar persönliche Worte übrig hat, mit der einer selbstbewußten Entertainerin in sich vereint. Sie sorgt für Getränke, Kuchen wird aufgetischt, und bevor es zum Thema geht, darf sich jeder persönlich vorstellen. "Ich bin Deutsche –

Portrait



türkischstämmige Deutsche", sagt sie von sich, „und wohne 28 oder 29 Jahre in Deutschland“, so genau wisse sie das gar nicht mehr. Sie fühlt sich eingebürgert, ja sogar „überintegriert“, um im selben Moment, erschrocken über ihre Selbsteinschätzung, sich zu korrigieren: „Das war jetzt zynisch.“

Keineswegs zynisch, sondern aufrichtig ist zweifellos ihr Engagement für die türkische Minderheit. Kosan bescheinigt ihr „gute Arbeit“, andere eine umgängliche, feine und offene Art. CDU-Parteifreunde, wie der Landesvorsitzende der Jungen Union, Thorsten Reschke, „schätzen ihr souveränes und ruhiges Auftreten“.

Den Forderungskatalog des TBB trägt sie eindringlich und frei sprechend vor: Priorität habe die Staatsbürgerschaft und damit die Novelle des Einbürgerungsgesetzes von 1913, das immer noch nach dem Blutrecht geregelt ist. Demirbüken meint, daß es nach knapp vierzig Jahren Ein-

wanderung selbstverständlich sein müßte, den Nachgeborenen und deren Kindern die deutsche Staatsangehörigkeit zuzuerkennen, statt sie durch ein verstaubtes Ausländergesetz weiterhin zu Fremdlingen abzustempeln und damit künstlich von der Gesellschaft auszugrenzen. Sie fordert darum ein Einwanderungsgesetz.

Aber damit sei es allein nicht getan, sagt sie. Um die Isolation der Deutschtürken zu beenden, fordert sie eine interkulturelle Erziehung. „Deutschen und türkischen Kindern sollte Kant und Schiller ebenso vertraut sein wie türkische Gelehrte und Dichter“, erklärt Demirbüken mit energischer Geste nachdrücklich unterstreichend. Und auch dem Islamunterricht gebühre im Lehrplan ein gleichberechtigter Platz neben christlichen und sonstigen Ethikangeboten.

Ob Demirbüken auch die Kurden vertrete, will ein arabischer Abgeordneter der Knesset wissen, worauf sie schlagfertig antwortet: „Wir differenzieren nicht zwischen Kurden, Türken, Aleviten, Sunniten und so weiter“, denn man betreibe hier „keine Politik für die Türkei, sondern für die hier lebende Minderheit“. Und für letztere ist die junge Frau neben ihrem Beruf als Ausländerbeauftragte als Vorstandsmitglied der Türkischen Gemeinde Deutschlands, im Internationalen Rat ethnischer Minderheiten sowie im Büro ethnischer Diskriminierung unentwegt auf Missionstour.

Eine „Überdosis an Verantwortungsgefühl aus eigener Betroffenheit“ habe sie frühzeitig dazu getrieben, die eigene Erfahrung in „soziales Engagement umzumünzen“,

begründet sie ihre Geschäftigkeit. Vielleicht ist das der Grund dafür, daß sie „jetzt allein lebt“. Persönliche Fragen sind ihr sichtlich unangenehm. Aber sie kann kaum verhehlen, daß sie ihre 13 Jahre jüngere Schwester um Familie und zwei Kinder beneidet. So spiele nun mal das Leben – „jedem das Seine“, kommentiert sie trocken.

Während sie an ihrem großen Holzschreibtisch zwischen Aktenbergen fingert und sich auf die Ausländerberatung vorbereitet, erzählt sie, daß sie „vor neun Jahren als erste Nichtdeutsche das Amt einer Ausländerbeauftragten in Berlin angetreten hat“. Und der Beruf sei für sie „eine Berufung“, erzählt sie nachdenklich. Was so gestelzt klingt, wird lebensnah, wenn man ihre Biographie kennt.

„Ich bin Deutsche, türkischstämmige Deutsche.“

Sie kam 1969 mit ihrer Familie nach Deutschland. Zwei Jahre nach dem Vater, der 1967 als Tischler von Istanbul nach Berlin gezogen war. Ein typisches Gasterbeiterkind ist sie, das beim Arbeitsaufenthalt der Eltern „nebenher groß geworden“ ist und „als einzige Ausländerin einfach ins kalte Wasser einer deutschsprachigen Klasse geworfen wurde“. Als ältestes von vier Kindern habe sie wegen ihrer Deutschkenntnisse später „die Erwachsene in der Familie gespielt, für andere bei der Ausländerbehörde gedolmetscht und für ihre Geschwister die Mutter- und Vermittlerrolle übernommen, Behördengänge erledigt und so“. Als prägend für ihre Persönlichkeit sieht sie die Konflikte

zwischen den „Ansprüchen und Gepflogenheiten der Gesellschaft und jenen des Elternhauses, in dem die Frauen-, Männer-, zumal die Vater- und Autoritäts- und Kinderrolle noch klar definiert sind“. Nein, „kurze Röcke und kurzärmelige Hemden haben nicht auf dem Index gestanden, Kopftuch oder gar Schleier waren tabu“, und insofern sei ihr Elternhaus „liberal“. Aber zugleich hätten die Eltern doch „eine Tochter“ gewollt, „die nach der Tradition groß wird und auf ihre Ehre bedacht ist“, also ohne vorehelichen Sex heirate, Kinder habe und bestenfalls Lehrerin werde. Die heutige Jugend, meint Demirbüken, sei ein ganzes Stück weiter, denn die bringe ein „eigenes Selbstwertgefühl mit, was ich mit sechzehn niemals hatte“. Der Konflikt zwischen Tradition und eigenem Lebensstil, den Hark Bohm 1987/88 in seiner Milieuverfilmung Yasemin verewigte, sei darum nach ihrer Auffassung nur noch ein gern gehegtes Klischee in deutschen Köpfen. Die Probleme sind jedoch offenkundig immer noch akut, wie die 25jährige erste deutschtürkische Rapperin Aziza A letztes Jahr der Berliner Stadtilustrierten zitty anvertraute. Die national-kulturelle Identitätsfindung und die Behauptung gegenüber der hergebrachten Erziehungs- und Familientradition bedeuten für junge Türkinnen nach wie vor eine doppelte Zerreißprobe.

Sie selber, erklärt Demirbüken, habe eigenständig zu ihrem Lebensstil finden müssen, ohne dabei „radikal mit meinen kulturellen Werten zu brechen“. Ihre Integration bezeichnet sie nachhaltig nüchtern als „jahrelangen Tanz auf dem Drahtseil, als eine Zerreißprobe“.

Gemessen daran, hat sie einen kompetentem Karriereweg aus dem Arbeitermilieu auf das politische Parkett hinter sich. Von 1981 bis 1985 studierte sie an der TU Berlin Germanistik und Publizistik. Die mustergültige Geschwindigkeit, die Hochschulreformer in Verzückung versetzen könnte, begründet Demirbükens nüchtern: „Ich glaube, daß junge Frauen aus Einwandererfamilien für sich wissen, daß Bildungsweg, ein guter Beruf und gewisser Erfolg unabdingbar dafür sind, um als eigenverantwortliche Wesen akzeptiert zu werden.“

„Wir differenzieren nicht zwischen Kurden, Türken, Aleviten, Sunniten, und so weiter.“

Dem Sender Freies Berlin lieferte sie von 1982 bis 1988 für die türkische Redaktion, die heute bei SFB 4 MultiKulti angesiedelt ist, Jugend- und Kulturbeiträge. Zwei Jahre lang leitete sie bei der Arbeiterwohlfahrt in Kreuzberg die Kulturabteilung für Freizeitgestaltung. Sie war beim Internationalen Bund Jugendsozialwerk als Deutschlehrerin und Sozialpädagogin tätig und hat 1985 mit Freuden den ersten Kulturverein „Halkevi“ e. V. in Berlin nach kemalistischem Vorbild als "Volkshaus" für heimatorientierte Angebote von Musik über Gesang bis Theater gegründet. Als sie 1988 Ausländerbeauftragte wurde, sei ihr klar gewesen, daß „ihr Schwerpunkt Kinder und Jugendliche sind“. Denn das sei die Generation, die jetzt in die

Gesellschaft hineinwachsen müsse. Die deutsche Bevölkerung müsse „akzeptieren, daß es eine ausländische Gesellschaft mit eigener Tradition gibt“, die man „als Bereicherung annehmen“ sollte. Und umgekehrt müßten die Einwanderer begreifen, „daß man nur zueinander findet, wenn wir uns zu diesem Land bekennen“, so ihre Lektion.

So begründet sie auch ihren Eintritt 1995 in die CDU: „Wenn wir vom Türkischen Bund zur politischen Mitarbeit in Parteien und Verbänden aufrufen, um etwas zu bewegen“, sei es für sie selbstverständlich gewesen, „mit gutem Beispiel voranzugehen“. Die Verwunderung über Demirbükens Entscheidung für die CDU war in ihrem Umkreis groß. Der bündnisgrüne Berliner Abgeordnete Kosan kann hinter dem Befremden jedoch nur „eine parteipolitische Eitelkeit“ erkennen, „die lange Zeit nicht wahrhaben wollte, daß die türkische Gemeinschaft keine politisch homogene Gruppe ist“. Demirbükens aber habe sich „offen zu ihrem politischen Konservatismus bekannt, den andere lieber verstecken“. Daß für sie nicht „die Immigrantpolitik das ausschlaggebende Motiv“ war, sondern „Fragen der inneren Sicherheit, der Außenpolitik und der Jugend- und Familienpolitik“, mag angesichts ihres Kernanliegens, für das sie bis nach Brüssel ficht, paradox klingen. Aber hier zählen für Demirbükens, die eingestandenermaßen „immer konservativer wird“ und sich auf das „traditionelle Weltbild“ besinnt, die Sorge um die Werte wie Ehe, Familie, mehr. Mit Sorge beobachte sie, der „ihre Eltern und Geschwister über alles gehen“, wie sich die traditionellen Familienbande auch in der türki-

Ansgar Oswald, Historiker und freier Journalist in Berlin, arbeitet u. a. zu Fragen der Immigration, zu Stadtentwicklung und Verkehr und veröffentlicht regelmäßig z. B. in Frankfurter Rundschau, Rheinischer Merkur, Süddeutscher Zeitung und tageszeitung.

schen Gemeinschaft lösen und alte Menschen vereinsamen. In die CDU sei sie auch deshalb eingetreten, um „Jugend-, Bildungs- und Kulturpolitik zu machen“, die sie „rasend interessiert“.

Wolfgang Branoner, Staatssekretär für Wirtschaft und Betriebe, weiß über Demirbükens, daß sie als Vorständlerin seines Ortsverbandes Herrfurthplatz „recht aktiv ist“, aber sonst „weniger partei- als gesellschaftspolitisch“ arbeite. Er schätze, wie auch der Landesvorsitzende der Jungen Union, Torsten Reschke, sekundiert, „an ihr das Engagement in einem weit gefächerten Themenspektrum“ und daß sie „sehr differenziert argumentiert“. Vor allem „wegen ihres unbestreitbaren Fachwissens“ in Fragen der Staatsbürgerschaft und des Ausländerrechts sei sie „eine unumgängliche Adresse“. Womit denn ein Grundproblem nichtdeutscher Politiker angesprochen ist. Die befürchten, als parteipolitische Alibifiguren für eine offene Gesellschaft auf ihre Exotenrolle für Ausländerfragen festgenagelt zu werden. Auch Demirbükens wittert mit untrüglichen Realismus hier die Sackgasse für ihre politische Karriere: „Meine größte Sorge ist es, aus der Fixierung als Frau für Ausländerfragen nicht rauszukommen.“ Würde sich das bestätigen, dann „hätte ich auch nie Politik machen brauchen“.

Portrait

